Nr 7 Samstag, den 31. Mai 1924 2. Jahrgang



Der Wächter vom Kahlen Asten

Monatsbeilage zur Sauerländer Zeitung.
Druck und Verlag von Hans Albrecht, Brilon.

Wie die Herstellung der Kältemittel sich entwickelt hat.

Schon in den ältesten Zeiten verstand man es, in heißen Ländern kaltes Wasser zur Abkühlung der Getränke zu verwenden. In den Ländern, in denen im Winter Schnee fiel, wurde, wie in den Schriften Salomonis schon erwähnt wird, der Schnee in Gruben zusammengetragen, mit Zweigen von Eichen bedeckt, und für den Sommer aufbewahrt. Den kühlen Sommertrunk stellten die Alten dann in der Weise her, daß sie den aufbewahrten Schnee zerließen und tranken oder Schnee in Getränke, z. B. Wein warfen. Frühzeitig hat man auch versucht, in anderer Weise Wasser zu kühlen, indem man es zunächst abkochte und dann starkem Luftzug aussetzte. Außer in Italien und in den nächst angrenzenden Ländern scheint die Abkühlung des Getränkes im Mittelalter nicht üblich gewesen zu sein.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es in Frankreich nachweisbar noch keine Eiskeller. Als der Arzt Champier im Gefolge Franz I. sah, daß die Spanier und Italiener Schnee von dem benachbarten Gebirge holen ließen, um den Wein damit zu kühlen, erklärte er dessen Brauch für ungesund, was beweist, daß man Kältemittel am damaligen französischen Hof noch nicht kannte. Anfangs des 17. Jahrhunderts war der Schnee als Kältemittel am französischen Hof wohl bekannt, er wurde aber vom großen Publikum als verschwenderischer Luxus angesehen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts muß dieser „Luxus" in Frankreich doch allgemein geworden sein; denn der Handel mit Schnee und natürlichem Eis war so schwunghaft und blühend, daß ihn die französische Regierung monopolisierte.

Die Italiener waren die ersten, die Kältemischungen, wie Salzlösungen und dergleichen anwandten, deren Gefrierpunkt unter dem des reinen Wassers liegt. Man setzte die Getränke in Wasser, in dem Salpeter gelöst war. Wer der erste war, der Schnee und Eis mit Salpeter und anderen Salzen mischte, wer der Erfinder des Kunsteises war, ist nicht festzustellen. Der italienische Arzt Latinus Tankredus erwähnt im Jahre 1608 „vor vielen Zuschauern, wobei es gelungen, Wasser durch Beigabe von Salzen in Eis zu verwandeln". In vielen Abhandlungen werden seitdem Versuche mit Kältemittel erwähnt, wobei die Wissenschaft annahm, daß es sich um „Spielereien" handelte, ohne zu ahnen, daß aus den Kältemitteln eine Industrie und Technik sich entwickeln würde.

Quer durch den Balkan.

Der Orient„expreß". — Schlagbaumpoesie. — Großserbien. — Moderne Heloten. — Die unerlöste Stadt.

Von
unserm nach dem Balkan entsandten Sonderberichterstatter
Dr. Walter Hagemann.

✻ **Saloniki**, den 17. Mai.

An jene sagenhaften Zeiten, da man im Orientexpreß den Balkan in 48 Stunden durchquerte, mußte ich denken, als wir nach unendlich ermüdender Fahrt über die Kettenbrücke von Semlin donnerten. Ich hatte innerhalb weniger Stunden vier Grenzen überschritten, vier Geldsorten gewechselt, acht Gepäckrevisionen über mich ergehen lassen und unzählige Male meinen Paß gezeigt. Dieser war im Verlauf zweier Tage ein Bilderbuch mit höchst ergötzlichen Illustrationen geworden, denn neben Marken und Stempeln waren die Seiten mit Schriftzeichen bedeckt, die ein Laie eher in Ostasien als in Mitteleuropa suchen würde. Daß ich sie nicht entziffern konnte, kostete mich 300 tschechische Kronen Aufenthaltsüberschreitungsgebühr; seitdem lasse ich mir den Text vorsichtigerweise in drei Sprachen vorlesen. Auf vorgedruckten Formularen wird die Ein- und Ausfuhr von „Devisen" (50 ungarische Kronen z. B. fallen unter das Ausfuhrverbot!) und die Aufenthaltserlaubnis der Polizei erteilt, die selbst für einen dreistündigen Aufenthalt unerbittlich eingeholt werden muß. Wenn ich die Kontrollaufenthalte, die Verspätungsaufenthalte und die Wanderungen zu den Polizeibüros zusammenrechne, so kommt eine ganz stattliche Zahl von Stunden heraus.

Die Fahrt entschädigt keineswegs für die freiwillig übernommenen Strapazen dieser Reiseroute. Der Blick fällt stundenlang auf ebene, bebaute Flächen von ermüdender Kultiviertheit. Erst nach dem Uebergang über die Donau gewinnt die Landschaft ein für ein Europäerauge charakteristisches Gepräge. Die reinlichen ungarischen Dörfer machen schmutzigen, verwahrlosten Ansiedlungen Platz, an die Stelle der hübschen Landkirchen treten armselige Scheunen und auf den Bahnhöfen drängt sich eine Menschenmasse von schwer vorstellbarer Zerlumptheit.

Die Wagen der Serbischen Staatsbahn, die an den Zug angehängt werden, sind eng und schmutzig und wir Transitreisenden aus dem Norden durchqueren sie nur mit zugehaltenen Nasenlöchern. Wir passieren ärmliche Städte mit winkligen Gassen, zu deren Betrachtung ich mir viel Zeit nehmen kann, denn der Zug hat keine Eile. Hie und da werden moderne Bauwerke sichtbar, geräumige Kasernen mit richtigen Fenstern und weißem Kalkbewurf, Elektrizitätswerke und Fabrikanlagen; vieles im Bau, vieles erst eben fertig geworden.

In Gradsko, einem einsamen Halteplatz zwischen Uesküb und Gjevgjeli, hat man einen Bahnhofspalast hingesetzt, der den verschlafenen Gästen des Wagon-lit ein Ah des Erstaunens entlockt. Am Bahnkörper, der eingleisig und schlecht fundamentiert ist, sind einige hundert Arbeiter mit Erneuerungsarbeiten beschäftigt. Und des Wunders Lösung? Reparationen! Die Regierung baut mit fremdem Gelde, was sie aus eigenen Mitteln nicht leisten könnte und doch für notwendig hält. Jugoslawien will vom Orient los, mit aller Gewalt will es europäisch werden. Das ist schwer, aber nicht unerreichbar und die Regierung tut alles, um ihre Ziele durchzusetzen. Eben jetzt geht sie daran, das Verwaltungswesen auf streng zentralistischer Grundlage zu reformieren. Sie stößt dabei auf den heftigsten Widerstand der Minderheiten, die in dieser Reform eine Gefährdung ihrer Interessen erblicken. Vor allem in der Wojwodima, wo man den Zusammenhang mit einem überlegenen Kulturstaat noch nicht vergessen kann, bleibt den Verwaltungsreformen der Regierung herbe Kritik nicht erspart. Das einheimische Beamtenmaterial ist noch jung und uneingearbeitet und man vermeidet es ängstlich, Anaehörige der Minderheiten zur Mitarbeit heranzuziehen. Um der Bestechlichkeit der Beamten Einhalt zu tun, sucht man die Löhne höher zu schrauben, aber das Land ist arm und die Regierung braucht die vorhandenen Mittel für dringlichere Aufgaben. So werden die Außenseiter noch lange Gelegenheit haben, über Korruption und Bestechlichkeit bittere Klage zu führen. Der Orient schaut eben noch aus tausend Flicken und Löchern heraus und es kann noch Jahrzehnte dauern, bis es anders wird.

Je mehr es dem Süden zugeht, desto verwahrloster wird das Land. Hütten aus gebranntem Lehm oder Stroh, ähnlich den Kaffernkralen, bedecken in gestaltlosen Haufen das Land. Auf den Feldern erblickt man osmanische Landarbeiter, die Heloten des neuen großserbischen Herrenvolkes. In der noch nordeuropäischen Landschaft wirken die braunen Gestalten mit ihrem phantastischen Kopfschmuck und der roten Leibbinde wie aus dem Bilderbuch geschnitten. Struppige Pferdchen und magere Rinder weiden auf den kärglichen Wiesenflächen. Nur die Ochsen sind stark und wohlgenährt und erscheinen als Zugtiere vor Lastfuhrwerken und Geschützen. Auch sind die Felder recht reinlich und in guter Verfassung; gewaltige Wasserräder heben die Flut aus dem Wardar und verteilen sie weithin über das Land. Der Boden würde ertragreich sein, wenn man die Brache abschaffte und statt der primitiven Werkzeuge moderne Ackergeräte wählte. Der Serbe ist ein fleißiger Landmann und hat dem Ackerbau seinen bescheidenen Wohlstand zu verdanken. Noch mehr, er ist vor dem Pfluge ein tüchtiger Soldat geworden. Man begegnet nur kräftigen Gestalten, die sich neben den Kümmerlingen der Südprovinzen wie Hünen ausnehmen. Ein zweites Sparta, hat es dieses Volk fertig gebracht, mit seiner soldatisch-bäuerlichen Tüchtigkeit kulturell überlegene Minderheiten seinem Volkskörper einzuverleiben. In einer Serie von Kriegen hat es seinen Staatsbesitz vervielfacht, ohne daß sich bis jetzt nachteilige Folgen für den Gesamtbesitz gezeigt hätten. Die Minderheiten haben der Not gehorchend ausnahmslos ihre Loyalität erklärt und enthalten sich vorläufig jeder Irridenta. Freilich führen die Deutschen und Ungarn einen umso erbitterten Kampf um ihre kulturelle Selbständigkeit. Wie sich freilich das Bild in einem kommenden Kriege wandeln würde und ob nicht die Unterworfenen eine starke Belastung für die Aktionsfähigkeit des jugoslawischen Staates bedeuten würden, läßt sich noch nicht absehen.

Vorläufig bildet die Armee das stärkste Ferment der politischen Einheit Jugoslawiens. Das stehende Heer hat eine außerordentliche Stärke und an allen Hauptknotenpunkten des Verkehrs sind Garnisonen geschaffen worden. Fast alle Brücken und Bahnhöfe stehen unter dauernder militärischer Bewachung, selbst an den Furten des Vardar und der Morawa sind Befestigungen und Brückenköpfe gebildet worden, deren Anlage zum Teil allerdings noch aus dem Weltkriege stammt. Auf allen Straßen sieht man Berittene und marschierende Kolonnen. Bei alledem ist Jugoslawien heute recht kriegsmüde, nach zwölf Jahren ununterbrochenen Krieges kein Wunder. Er denkt vorläufig nur daran, das Erworbene festzuhalten, eine Aufgabe, die ihm wahrscheinlich nicht leicht werden wird. Noch in diesen Tagen haben die Zusammenstöße an der serbisch-bulgarischen Grenze und ihr Widerhall in den Blättern gezeigt, daß die mazedonische Frage noch lange nicht zum Schweigen gekommen ist und daß es vielleicht nur eines Anlasses bedarf, um das Problem in seiner ganzen Kompliziertheit wieder aufzurollen. Jugoslawien will ans Meer, den Erwerb von Nordmazedonien betrachtet es nur als Auftakt zur Besitzergreifung von Saloniki.

Umso heftiger beißt sich Griechenland in dem neuerworbenen Stück Landes fest und läßt den Serben sein Hausrecht auf eine recht unangenehme Weise spüren. Es ist eine harte Nuß für das serbische Selbstbewußtsein und eine schwere Belastung für den serbischen Handel, daß die meisten einheimischen Produkte über den einzigen Ausfuhrhafen Saloniki um fast hundert Prozent verteuert auf den Weltmarkt gelangen. Wir selbst bekamen diese Zollschranken in unangenehmer Weise zu spüren.

Nonni im Schneesturm.

Von Jón Svensson.

Aus dem reizvollen Buch „Sonnentage" von Jón Svensson. (Verlag Herder, Freiburg i. Br.) — „Dieser Nonni", sagt Peter Dörfler, „ist voll Frische und Keckheit, und doch leuchtet überall eine ritterlich vornehme Seele hervor. Er ist nie der ‚Lausbub', sondern bei allen Streichen der feine liebe Kerl. Er muß der Kamerad der deutschen Jugend werden."

Es war gegen Ende des Winters. Ich wohnte damals in Akureyri, einer kleinen, reizend gelegenen Stadt am großen Golf Eyjafjördur auf Nord-Island. Hoch oben aber, zwischen den Bergen gegen Südwest, liegt der ansehnliche Hof Háls. Dort wohnte eine zahlreiche Familie, die mit meinen Eltern befreundet war. In beiden Familien gab es ungefähr gleichviele Knaben und Mädchen. Einer von diesen war mein besonderer Freund. Er hieß Waldi und war zehn Jahre alt. Eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm. Darin stand geschrieben:

Mein lieber Nonni!

Dienstag ist mein Geburtstag. Er wird gefeiert mit Schokolade und Kuchen. Ich lade dich zum Feste ein.

Dein Freund Waldi.

Nachschrift: Du mußt aber sicher kommen. Also vergiß nicht, am nächsten Dienstag! Dein Waldi.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine so feierliche Einladung zu einem Feste erhielt — ein förmliches Schreiben! einen wirklichen Brief!

Wie mich das freute! und wie stolz ich darauf war!

Gleich lief ich mit meinem Briefe zur Mutter: „Mutter, schau mal, Waldi ladet mich zu seinem Geburtstag ein. Nicht wahr, du erlaubst doch, daß ich am Dienstag nach Háls reite?"

Die Mutter lächelte und sagte: „Du allein nach Háls reiten? Glaubst du, Nonni, du findest den Weg?"

„O, Mutter, ich kenne ihn wie meine Tasche. Ich bin ja schon so oft dort gewesen."

„Jawohl; aber hast du jemals den Weg allein gemacht?"

„Nein, das gerade nicht; aber ich finde den Weg doch. Und zudem will ich auf Grani hinreiten. Du weißt ja, der findet seinen Weg immer."

Grani war das beste und frömmste von unsern Reitpferden....

Am Dienstagmorgen war das Wetter noch gut, doch nicht so klar wie am Montag. Ich machte mich schon früh am Vormittag reisefertig. Das Pferd durfte ich selbst holen. Es befand sich auf der Weide zwischen den Hügeln gegen Westen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt.

Bevor ich dahin aufbrach, sagte die Mutter: „Wenn du Grani gefunden hast, so kommst du erst hierher, nicht wahr? Nach Háls kannst du dann um 10 Uhr wegreiten, das ist noch früh genug."

Das versprach ich ihr.

Ich ging in die Heuscheuer und nahm mein Reitzeug, einen kleinen Knabensattel und das Geschirr, vom Haken. Den Sattel schnallte ich auf den Rücken, das Geschirr warf ich über die Schulter. Dann rief ich unsern Hund, den Fidel, und lief mit ihm durch das sog. „Gil" (die Schlucht) zum westlichen Berahang. Ich beeilte mich, soviel ich konnte, aus Furcht, es möchte zu guter Letzt noch etwas in den Weg kommen und mich zwingen, die schöne Reise aufzugeben.

Nach einer guten halben Stunde hatte ich Grani oben auf dem Berg gefunden. Er ließ sich gleich fangen. Er kannte mich ja, und wir beide waren gute Freunde. Deshalb machte er gar keine Schwierigkeit und gab sich willig darein, daß ich ihm das Geschirr anlegte und den Sattel auf den Rücken band.

Schon war ich im Begriff aufzusteigen und heimzureiten. Da besann ich mich.... Ich fühlte wenig Lust, heimzureiten.... Weshalb hat die Mutter denn gesagt, ich solle nach Hause zurückkommen? Ob ihr das wirklich ernst war? Wäre es nicht viel klüger, ich ritte von hier aus gleich nach Háls? Ich befinde mich ja schon auf dem Wege dahin. Und wozu soll ich denn heim?...

Ich warf einen Blick hinunter über den weiten Fjord.

Aber, du guter Gott, wie dunkel war der Himmel dort im Norden geworden! — Und wie der Wind von da her sauste! — Es wurde mir ganz unheimlich.

Sollte es ein Schneesturm sein, der im Anzuge ist? — Ja, so sieht es aus. — Ach, das wäre entsetzlich!

Ich stieg aufs Pferd. Fidel bellte vor Freude und begann gleich in die Richtung zur Stadt hinabzulaufen.

Ich rief ihn laut zurück.

Er blieb stehen und wandte sich um; aber er schien bestimmt heim zu wollen.

Ratlos saß ich auf dem Pferde und wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte.

Ich schaute gegen Südwest. Dort lag Háls, wo die vielen muntern Kinder mich erwarteten. Dort war Feier und Freude, Schokolade und Kuchen, Geburtstag und — Waldi, der liebe kleine Waldi. Gewiß spähte er jetzt schon vor dem Hofe hinunter nach Nordosten, um zu sehen, ob ich mich nicht bald in der Ferne zeige.... Wieder warf ich einen Blick gen Norden. — Da sah es sehr drohend aus. Es wurde dunkler und dunkler, und der Wind war schon fast zum Sturm geworden.

Einen Augenblick saß ich noch ratlos auf dem Pferde. Aber dann faßte ich den Entschluß.

Fort nach Háls! fort! und das gleich, sonst wird aus der Reise nichts.

So endete mein innerer Kampf. Ich wandte das Pferd gegen Südwest und trieb es voran, so stark es nur laufen konnte. Fidel lief stumm und traurig hintendrein. —

Trotz all dem Guten und Schönen, das mir in Háls winkte, fühlte ich mich doch nicht glücklich; aber ich hatte mich nun einmal den lockenden Stimmen preisgegeben. In sausendem Galopp ging es dahin. Jetzt handelte es sich nur darum, mein Ziel zu erreichen, bevor der fürchterliche Schneesturm mich einholte....

Nach etwa einer halben Stunde war Grani in Schweiß gebadet.

Die düstern Wolken hatten sich schon über den ganzen Himmel ausgebreitet. Der Tag war beinahe zur Nacht verwandelt, und je mehr der Sturm an Stärke zunahm, desto mehr sank meine Hoffnung, seinem schrecklichen Überfall zu entgehen. Wie blind und über den Sattel gebeugt, setzte ich den rasenden Ritt noch eine Reitlang fort.

Grani schien die Gefahr zu ahnen. Ich brauchte ihn nicht anzutreiben, er lief von selbst, was er konnte. Fidel folgte pflichtmäßig hintennach; die Zunge hing ihm weit aus dem Halse. Alle drei flohen wir mit dem Mut der Verzweiflung vor dem drohenden Tode.

Wir waren etwa auf eine Viertelstunde Wegs dem Hofe Háls nahe gekommen, da brach auf einmal das Unglück mit all seinen Schrecknissen auf uns herein. Der Sturm war plötzlich zum rasenden Orkan gestiegen, und im selben Augenblick begann auch der Schneefall.

Diesmal war es kein gewöhnlicher Schneesturm, sondern, wie man in Island sagt, Stórhríd, d. i. „der große Schneefall". In südlichen Ländern kann man sich gar keine Vorstellung davon machen, was das heißen will. Der Schnee fällt so dicht, daß man keine Flocken mehr unterscheiden kann; man sieht nur noch eine einzige zusammenhängende fallende Masse.

Wehe dem, der zu dieser Zeit draußen im Freien ist! Alles ringsum ist Schnee, selbst die Luft scheint nicht mehr da zu sein, sie ist zu Schnee geworden. Nach wenigen Sekunden ist auch der Erdboden verschwunden, und man hat unter den Füßen stiebende, man könnte sagen fließende Schneemassen, die mit unglaublicher Schnelligkeit vom rasenden Winde vorangetrieben werden.

Ich und die beiden Tiere wurden im ersten Augenblick ganz geblendet und vom Schnee fast erstickt. Es war, als wenn ich nicht mehr Luft, sondern Schnee einatmete. Wenn ich versuchte, die Augen zu öffnen, konnte ich nicht einmal den Kopf des Pferdes sehen. Ich sah nichts anderes als Schnee und wieder Schnee....

Plötzlich blieb Grani stehen. Es schien mir, als hörte ich rechts von ihm den kleinen Fidel jämmerlich heulen. Ich bückte mich hinunter und zog ihn zu mir aufs Pferd.

Nun versuchte Grani wieder voranzugehen. Ich überließ ihn vollständig sich selbst, hoffend, daß er mit seiner gewohnten Sicherheit doch noch den Weg nach Háls finde. Bei jedem Schritt mußte er mit allen vier Beinen herumfühlen und suchen, wo er auf dem unebenen steinigen Boden unter dem Schnee festen Fuß fassen könnte.

So ging es mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten eine Zeitlang weiter. Grani wandte sich bald zur Rechten, bald zur Linken, um an einem im Wege stehenden Lavablock vorbeizukommen, oder um verborgenen Löchern auszuweichen, wo sein Fuß keinen festen Grund fand.

Schließlich blieb er wieder stehen; er schien nicht mehr weiter vorankommen zu können. Es war, als wenn eine steile hohe Wand sich gerade vor uns aufrichtete und den einzigen Weg, auf dem wir zu unserem Ziel gelangen konnten, versperrte. Das Tier wollte keinen Schritt mehr machen.

Was mochte da im Wege sein?

Verwirrt und unerfahren wie ich war, suchte ich in jugendlicher Ungeduld Grani voranzutreiben. Umsonst. Er stand wie festgenagelt auf dem harten Steinboden.

Da ich aber daran blieb, ihn mit den Absätzen in die Seite zu stoßen, gab er endlich nach, machte einige Schritte vorwärts und — sank mit uns durch den neugefallenen Schnee sanft und rubig in einen Abgrund hinab!...

Unsere Koffer wurden mit einer Sorgfalt gemustert, die einer besseren Sache wert gewesen wäre, bis man denn auch richtig etliche Konterbande zutage förderte, die den spähenden Blicken von 4 oder 5 Grenzkommissionen entgangen waren. Zwei Damen aus Wien konnten ihre Garderobe nur dadurch vor der Verzollung retten, daß sie dieselbe bis Athen versiegeln ließen. Man denke sich unsere Verstimmung in die sovielte Potenz erhoben und man kann sich ein Bild von der jugoslawischen Zuneigung für griechische Grenzbestimmungen machen. Aber der Serbe tröstet sich mit dem Gedanken, daß heute noch nichts zu machen ist, denn auch ein Raubtier braucht Zeit zum Verdauen. Vorläufig ist es eifrig dabei, seinen jungen Besitzstand zu konsolidieren und das wird ihm gewiß gelingen, wenn nicht Konstellationen eintreten, die alle Berechnungen über den Haufen werfen.

Des Vaters Hände.

Von Peter Dörfler.

Jedesmal, wenn am Ende der Ferien das Weh des Scheidens wie eine graue Dämmerung heraufzog und sich selbst um den Glanz der Herbstsonne und das Gold der reifenden Früchte wob, wiederholte sich ein Etwas, dem ich solange als möglich auswich, und das doch unausweichlich herankam. Da ich selbst mit dem Gefürchteten nicht begann, so tat es der Vater, rief mich an den großen Rundtisch und fragte: „Und nachher — wieviel Geld tätst denn brauchen?“

Nun packte mich die schmerzlichste Scham, und ich stand in einer peinvollen Verlegenheit. Da war ich nun schon so groß, alle Geschwister verdienten, und ich mußte immer noch von dem Fleiß der Meinen zehren. Wie gerne hätte ich eine Summe genannt, die keine Last bedeuten konnte!

Zwar waren wir daheim nicht eben arm. Wir sagten unser Haus, unsre Acker und Wiesen. Unter den vielen Söldhäusern stand unser Bauernhof stattlich und behäbig wie ein wohlgenährter Riese unter hagern Zwergen. Aber bei all dem — das Geld wuchs auf dem ausgedehnten Gute unsicher und dürftig. Da gab es Unglücksfälle, Mißjahre, Hagel. Und ich sah in jeder Stunde der Ferien, wie alle Kräfte ihr Letztes hergaben, wie gespart und gesorgt werden mußte, um das notwendige Silber herauszupressen und Zahlungen, Zinsen und Zehrung aufzubringen. Aber trotz der zärtlichsten Einsicht — ich konnte nicht ohne die notwendigsten Hilfsmittel in die Stadt fahren, ich brauchte wieder, wie ich mir schon ausgerechnet hatte, eine schöne Summe. Doch wich ich noch aus: „Vater, ich muß immer so burgele und doch geht viel auf!“

Das Wort „burgele“ kennt der deutsche Sprachschatz nicht, und auch der Schwabe kann es nur im allgemeinen am Laut als Heimatgewächs erkennen. Uns war es von Jugend an vertraut, es entstammte der Familiengeschichte. Da hatte irgend einmal eine Base, Walburg oder Burga, gelebt. Sie war im ganzen Orte berühmt gewesen wegen ihrer Kunst, zu sparen. Es wurden da ganz fabelhafte Dinge erzählt, wie sie sozusagen aus dem Tau des Himmels zu leben verstand, von Krumen so lange zehrte wie andere von breiten Laiben, wie sie aus jedem Flicken und Abfall ein Ganzes zu weben wußte, und wie sie mit unglaublicher Sorgfalt jede Gansfeder am Wege sammelte und um jeden Heller und Pfennig rang und feilschte, so daß es hieß, sie ließe sich für einen Kreuzer einen rostigen Nagel durch die Kniescheibe treiben. So sagten wir denn von jedem, der die Kunst des Sparens zur Leidenschaft erhob, er mache es wie jene Burgabäs, er „burgele“. Und oft warf der Vater der Mutter und warfen wir Kinder im Scherze den Eltern, wenn wir sie allzu „hebig“ und „enggeächst“ sahen, vor, das heiße doch schon burgele.

So ist also meine ausweichende und ablenkende Antwort auf des Vaters Frage zu verstehen.

Der Vater ermutigte mich: „Sag nur, was du brauchst. Notleiden sollst nicht, das will ich nicht haben. Aber weißt, unnötig ausgeben, das wär' nicht recht. Siehst ja selbst, wie wir zusammenstehen müssen!“

Eine längere Rede hat er nie gehalten. Aber es waren ja nicht die Worte, die mir ans Herz griffen. Doch während er sprach, zog er den gelbledernen Geldbeutel hervor. Er öffnete die Riemen, bog die verschrumpften Falten auseinander und kramte und zählte. Und dabei blieben meine Blicke wie gebannt bei den Händen stehen. Diese zitterten ein wenig, obwohl der Vater sonst ein kräftiger Mann war und noch keineswegs gealtert. Sie waren plump und verkrümmt, den einen oder andern Finger verunstaltete eine Wunde von einem Pferdebiß oder Sensenschnitt. Rotbraun hatte sie die Sonne gefärbt, und innen waren sie voller Wülste und Schwielen. Wie oft hatte ich als kleiner Bub für diese Hände gefürchtet, wenn sie beim Schneiden allzu nahe an die Walzen der Maschine kamen, und an Feierabenden, wenn sie ruhesam in seinem Schoße lagen, hatte ich mit ihnen gespielt und die Wunden der Holzsplitter und Hammerhiebe nach Kinderart geblasen und den Segensspruch über sie gehaucht: „Heile, heile, Segen!“ Es waren gute, starke Hände, es waren von zäher Arbeit gesegnete Hände. Aber daß ein Zittern in ihren Fingern war, das machte mich vor ihnen schwach und elend. Ich preßte und stockte und zog ab mit einer Summe, die mich Tag um Tag zwang, die Kunst des Sparens zu üben, fast wie jene berüchtigte Base.

In der Stadt nun prunkten hundert Schaufenster, und die verlockendsten Herrlichkeiten riefen: „Nimm mich mit!“

Da waren die süßen Stimmen der Zuckerwaren. Wie sie zu schmeicheln wußten! Doch sie drangen nicht zum Herzen des Studentleins. Gegen sie feite ihn sein Bubenstolz. Denn schlecken, Gutsele schlecken, das war etwas für Mädchen und Dämchen. Er hätte sich vor jedem Pflasterstein geschämt, wäre er in einen solchen Laden getreten. Aber er wohnte am Obstmarkt. Wenn er hoch oben im Erker bei seiner Arbeit saß und aufschaute, wenn er hungernd von der Schule heimkehrte, immer mußte er durch den paradiesischen Duft, durch das Prunken von schwellendrundem Goldgelb, Rot und saftigem Schwarz. Sommers und winters lag die edelste Reife über diesem Zaubergarten. Der Herbst vollends überwucherte selbst die grauen Pflastersteine auf dem freien Platz mit appetitlicher Fülle. Da lachten vor den roten Kopftüchern der Bäuerinnen Heidelbeeren und Himbeeren. Auf ihren blanken Wagen wiegten sich Jakobiäpfel, die dufteten wie der Mutter Truhe, und Wasserbirnen, die das Bild des heimatlichen Gartens samt seiner Sonne, seinem Schattenspiel und seinem Duft vor Augen und Nase zauberten. Manchmal öffnete der Bub seinen Geldbeutel, der, ach, so gar kein Licht vertragen konnte, und dessen Schätze wie Maischnee dahinschmolzen, wenn er ihn zu oft dem Lichte aussetzte. Die Kirschenzeit kam in die hungrigste Leere hinein, und da sah man auf dem Obstmarkt nur noch Kinder mit Düten in den Händen, und rote Lippen haschten nach dem roten und schwarzen Gelock der an schlanken Stielen spielenden Kügelchen. Dann und wann wurde ein Fünferle oder gar ein Groschen herausgegriffen. Aber wenn die Einladung zum Mitnehmen allzu häufig angenommen wurde, dann zitterten über des Studentleins Geldbeutel des Vaters Hände! Und er setzte ihm einen gestrengen und unbestechlichen Wächter und begnügte sich, seine Augen über der bunten Au auf die Weide zu führen.

Doch in Augsburg gab es noch andere paradiesische Gärten, von denen eine Macht der Lockung und Überredung ausging. Die Buchhändler stellten die farbigen Hefte der Indianergeschichten aus, die damals unverdient unsere Lieblinge waren, und auf dem Trödelmarkt konnte man um ein paar Groschen das Lesefutter pfundweise kaufen. Wer schon einmal das Fieber der Lesewut durchgemacht hat, der wird mir nachfühlen, was diese Schätze hinter Schaufenstern und in den elenden Bretterbuden für mich bedeuteten. Ich konnte an den Indianergeschichten nicht vorbeigehen, ohne wenigstens die Bilder anzusehen, die pompösen Titel zu lesen und die Kraftstellen zu verkosten, die wie Lockköder am Umschlag prangten. Ich schluckte sie und mit ihnen die Angel, ging hin, kaufte und mußte dann wochenlang wieder ganz entsetzlich „burgele“, um die unnötige Ausgabe durch ein freiwilliges Fasten wettzumachen.

So trotzte ich denn manchmal, überwältigt von heißem Begehren, den heiligen Zitterhänden hingebender Arbeit. Aber sie blieben gleichwohl meine mächtigen Wächter und ließen mich nur dann und wann einen Tropfen von dem verschütten, was die fleißigen Arbeitsbienen gesammelt. — Es gibt Kinder genug, deren Väter mit schlanken und untadelig weißen Fingern und ohne zu zittern in vollgespickte Börsen greifen. Wenn Söhne und Töchter wie Herren und Damen Feste feiern und aus dem Vollen leben, müssen die Väter nicht Kopf und Hände zu übergroßen Mühen aufpeitschen, und die Mutter muß daheim nicht burgele, um den Aufwand wieder ins Reine zu bringen.

Wenn ich sah, wie unreife und unfertige Jugend rücksichtslos zehrte, wo sie nicht gesammelt, Erntefeste feierte, wo sie nicht gesät, und Ansprüche machte, wo sie nichts geleistet, so dachte ich bange der zitternden Hand des Volkes als der Vaterhand, die gesammelt, geackert und verdient, die segnet, wenn ihre Schätze ehrfürchtig und edel weitergegeben werden, die sich aber zur Faust ballen muß, wenn man herzlos die Mahnung dieses heiligen Zeichens mißachtet.

Ich liebe meines Vaters Bild: die ruhesamen blauen Augen, das gebleichte Haar, die gesund rosigen Bäcklein, den erdwärts gesenkten, edlen Greisenkopf; aber ich verehre wie etwas Heiliges diese Hände, für die Gott mir zu guter Stunde die Augen aufgetan.

Nachbemerkung: Ist das nicht ein ergreifendes und zumal für die Jugend bedeutsames Bekenntnis des großen Dichters Peter Dörfler? „Des Vaters Hände“ ist entnommen dem ausgezeichneten, bereits im 6. bis 10. Tausend erscheinenden Werke „Der Fährmann. Ein Buch für werdende Männer“, herausgegeben von Dr. G. Keckeis im Verlag Herder zu Freiburg (geb. G.-M. 10.—). Wer einem Jungen, besonders einem studierenden, ein Geschenk fürs Leben machen will, der wähle den „Fährmann“.

Falsche Weichenstellung.

Die im Eisenbahnbetriebe wohl zu beobachtende Duplizität der Ereignisse hat wieder einmal ihr Spiel getrieben. Kurz nach dem schweren Unglück auf der Gotthardbahn bei Bellinzona hat den italienischem Expreß auf italienischem Boden das Verhängnis getroffen. Die Folgen waren allerdings nicht ganz so furchtbar. Lag bei Bellinzona das Ueberfahren des Einfahrtssignals nach den Zeitungsmldungen als Ursache vor, so wird diesmal dafür eine falsche Weichenstellung angegeben. Selbstverständlich läßt sich zu diesem Unfall aus der Ferne und ohne genaueste Kenntnis der Verhältnisse und Einzelheiten nichts sagen. Dagegen soll im Nachfolgenden kurz dargelegt werden, was es auf deutschen Bahnen mit der Gefahr falscher Weichenstellung auf sich hat.

Der Expreß ist auf einen Lastzug aufgefahren, es fragt sich aber, aus welchem Grunde, ob infolge Freigabe der Einfahrt in das von letzterem besetzte Gleis, oder, ob bei Freigabe der Einfahrt für ein anderes, ein freies Gleis, infolge falscher Stellung dr Weichen. Nur in diesem Falle liegt tatsächlich falsche Weichenstellung vor. Daß Züge in besetzte Gleise eingelassen wurden und auffuhren, ist auch auf deutschen Bahnen vorgekommen. Es ist der Sicherungstechnik bisher noch nicht gelungen, diesen Fehler mit unbedingter Gewißheit vollständig selbsttätig auszuschließen. Die Prüfung des Freiseins der Bahnhofsgleise — Fahrstraßen — ist eine von jenen wichtigen Betriebseinrichtungen, bei denen man sich auf das Pflichtgefühl des Bediensteten allein verlassen muß, wenigstens zur Zeit noch. Die Verrichtung ist aber fortschreitend derart umsichert und erleichtert worden, daß so leicht kein Fehler vorkommt. Außerdem muß der Lokomotivführer eines schnellfahrenden Zuges vor einem Bahnhof sofort halten oder die Geschwindigkeit auf 30 Kilometer herabsetzen, sobald er ein Einfahrtssignal bekommt, das nicht für das vorgeschriebene Gleis gilt und den Zug in ein anderes Gleis ablenken würde. Dagegen ist eine wirklich falsche Weichenstellung, also eine mangelhafte Stellung oder eine solche, die dem Einfahrtsignal nicht entspricht, bei dem heutigen hohen Stande des Eisenbahnsicherungswesens in Deutschland wohl als ausgeschlossen anzusehen. Vorkommen könnte sie bei Umbauarbeiten an Signalen, Weichen und Stellwerken, wenn die für diesen Fall gegebenen, außerordentlich scharfen Vorschriften nicht beachtet werden sollten.

Die für alle Eisenbahnen Deutschlands gültige Bau- und Betriebsordnung schreibt für die Hauptbahnen vor, daß Weichen, die regelmäßig von Personenzügen gegen die Zungenspitze befahren werden, mit den für die Fahrt gültigen Signalen — Mastsignalen — derart in Abhängigkeit gebracht sind, daß 1) diese Signale erst auf Fahrt gestellt werden können, wenn die Weichen richtig stehen und daß 2) diese verschlossen sind, solange die Signale auf Fahrt stehen. Ueber diese Forderung gehen die für die Reichsbahn bestehenden Sicherheitsvorschriften sehr weit hinaus. Es werden nicht allein die in der Fahrstraße liegenden sogenannten Spitzweichen, sondern auch die mit der Spitze zu befahrenden Weichen in Abhängigkeit von dem Mastsignal gebracht, sodann nicht nur die Weichen in der Fahrstraße selbst, sondern auch in den benachbarten Gleisen, soweit irgend die Gefahr besteht, daß durch sie Fahrzeuge in die Fahrstraße gelenkt werden könnten. Für jeden einzelnen Fahrweg, selbst für denjenigen des Güterzuges, werden so in ausgedehntem Maße alle irgend in Betracht kommenden Weichen festgelegt. Die gegenseitige Abhängigkeit wird hergestellt in den Stellwerken, von wo die Drahtzüge nach den Signalen und Weichen ausgehen. Die Technik in der Herstellung von Stellwerksanlagen ist so hervorragend entwickelt, daß ein sicheres Arbeiten im Betriebe gewährleistet ist. In kurzen Abständen finden zudem eingehende Prüfungen bei jeder Anlage statt. Auf den größeren Bahnhöfen sind schon zahlreiche elektrische Kraftstellwerke in Betrieb.

Hiermit ist die Sicherung keineswegs erschöpft. Um zu verhüten, daß die an der Mutterschine anliegende Weichenzunge sich unter den rollenden Rädern lockert, erhalten die Weichen Vorrichtungen zur Sicherung des Zungenschlusses, den sogenannten Spitzenverschluß (Hakenschloß). Wenn sich z. B. Steinstücke in eine Weiche geklemmt haben, kann es vorkommen, daß die Weichen beim Umstellen nicht in die richtige Lage kommen. Deshalb werden bei allen Weichen auf Hauptbahnen, die von Personenzügen gegen die Spitze befahren werden, außerdem noch Kontrollriegel angebracht, durch die überwacht werden kann, ob die Weichenzungen bei der Bedienung vom Stellwerk aus der Bewegung des Weichenhebels folgen. Ueberdies wird die richtige Weichenlage bei elektrischen Stellwerken durch einen Ueberwachungsstrom kontralliert. Alle diese Sicherungen sind aber wirkungslos, wenn bei Einfahrt eines Zuges der Stellwerkswärter vorzeitig das Einfahrtssignal auf Halt zurückbringt und nach Umstellen der Hebel für Einfahrtssignal und Fahrstraßenverschluß die Weichen außer Abhängigkeit bringt und, vielleicht gar unter dem fahrenden Zuge, umstellt. Zweispuriger Lauf, Beschädigung der Weiche und Entgleisung sind dann die Folge. Dichte Aufeinanderfolge einzelner Fahrten verschiedener Richtung, die Drinalichkeit zeitlich nachfolgender Fahrten, drängende Rangierarbeiten, können den Wärter zu einer solchen Handlung verleiten. Um dieser Gefahr zu begegnen, werden einzelne Weichen mit Sperrschienen und Zeitverschlüssen versehen, die so eingerichtet sind, daß die Weichen, unabhängig von der zwischen Weiche und Signal vorhandenen Abhängigkeit, erst nach Ablauf einer bestimmten Zeit nach dem Ueberfahren durch einen Zug wieder bedienbar werden. Durchweg ist auf den Hauptbahnen der Reichsbahn aber heute schon die elektrische Fahrstraßenfestlegung in Gebrauch, die alle für den Zug irgend in Betracht kommenden Weichen im eigenen Gleis sowohl als auch in den Nachbargleisen elektrisch verschließt. Diesen Verschluß — das ist der wesentliche Fortschritt — kann nicht der die Signale und Weichen bedienende Stellwerkswärter, sondern nur der Fahrdienstleiter, der den ganzen Zugverkehr leitende Beamte, der sich an der Befehlstelle aufhält, wieder aufheben. Es ist es bei einfahrenden Zügen. Bei ausfahrenden Zügen löst sich der Verschluß selbsttätig aus, wenn der Zug eine vorn auf der Strecke liegende Isolierschiene mit dem letzten Räderpaare befahren hat. In beiden Fällen besteht für den Wärter die Zwangsläufigkeit, den elektrischen Verschluß der Weichen vorzunehmen, denn er kann vorher die für eine Einfahrt oder Ausfahrt freigegebenen Signale an den Masten nicht auf Fahrt stellen. Dem elektrischen Verschluß unterliegen jedoch nicht nur die Weichen in den Endbezirken der Bahnhöfe, auch die Weichen der Innenbezirke müssen elektrisch verschlossen sein, zwangsläufig können vorher die für die Zugfahrt in Betracht kommenden Mastsignale nicht auf Fahrtfrei gebracht werden.

Das Menschenmögliche geschieht, um die Züge sicher zu geleiten. Mehr zu sagen ist nicht gut. Den Eisenbahner hat es wohl schon betrogen, wenn er arglos davon redete, daß lange nichts vorgekommenn sei. Aber nach wie vor darf das Publikum sich der Eeisenbahn ohne Sorge anvertrauen. Den Autorekord wird sie in Unfällen so bald noch nicht erreichen, hinter der Postkutsche marschiert sie auf diesem Gebiete noch, so rückständig ist sie. — — —.

Bunte Blätter.

Der photographierte Gedanke.

Der menschliche Gedanke ist durchaus nicht etwas so Wesenloses, als man gemeinhin annimmt. Jede Tat wird aus einem Gedanken geboren. Er ist also eine Kraft, die schöpferisch wirkt und weiteste Kreise ziehen kann. Gedanken liegen in der Luft sagt der Volksmund, und er führt damit die Tatsache unserem Verständnis näher, daß Erfindungen, wie wir aus der Kulturgeschichte wissen, oft zu gleicher Zeit von verschiedensten Seiten ganz unabhängig von einander gemacht worden sind. Es ist also das Wesen des Gedankens etwas, das der Klärung noch im weitesten Maße bedarf; immerhin ist es schon gelungen, den Gedanken sogar zu photographieren, eine epochale Tatsache, die in Deutschland wenigstens bis heute kaum bekannt geworden ist.

Eberhard Buchner, der diesen interessanten Fragenkomplex in seinem ausgezeichneten und erschöpfenden Führer durch das verwickelte und umfangreiche Gebiet der okkulten Forschung „Von den übersinnlichen Dingen“ (bei Felix Meiner in Leipzig soeben erschienen) behandelt, führt hierzu aus, daß die Pioniere dieser Entdeckung, zwei Franzosen sind, der Pariser Arzt Dr. Baraduc und Major Darget in Tours. Prof. Orochovicz und der Nobelpreisträger Prof. Richet schließen sich ihnen mit ähnlichen Experimenten an, und in Amerika erzielte Mrs. Lee vor einigen Jahren günstige Resultate. Die Aufnahme geschieht meist in der Art, daß sich die Versuchsperson nach scharfer Konzentrierung auf einen eng begrenzten Gedanken gegenständlicher Art in die Dunkelkammer begibt und sich längere Zeit hindurch eine photographische Platte an die Stirn hält. Hypnotischer Schlaf der Versuchsperson ist förderlich, aber nicht nötig. In dem umfangreichen Werk, das Baraduc über seine Experimente geschrieben hat — es ist bis heute noch nicht ins Deutsche übertragen worden — ist eine ganze Reihe dieser Gedanken-Photographien wiedergegeben. Man betrachtet sie mit einer Verwunderung, die, wenn man selbst nicht das Glück hat, derartige Versuche machen zu können, von einer Beimischung von Skepsis nicht frei ist.

Ein Friedenspreisausschreiben vor 80 Jahren.

Bekanntlich hat vor kurzem ein reicher Kaufherr von Boston, Edward Filene, einen Preis im Werte von 200 000 Franken ausgesetzt für die beste Arbeit über das Thema: „Wie kann die Sicherheit des europäischen Friedens hergestellt werden?“ Ein ähnliches Preisausschreiben wurde vor mehr als 80 Jahren von der „Gesellschaft für Moral“ in Paris erlassen. Preisgekrönt wurde damals die Schrift von Constantin Pecquer, die im Jahre 1842 unter dem Titel „Vom Frieden, seinen Grundsätzen und seiner Verwirklichung“ als Buch veröffentlicht wurde. Es ist merkwürdig, daß der Inhalt dieses Buches heute noch „aktuell“ ist, denn der Verfasser brandmarkt darin den Krieg und schlägt vor, daß durch die „Liga der Nationen“ jeder Krieg der Zukunft verhindert werden soll.

Ein ungeratener Bärensohn.

Im Bärengraben zu Bern ist es zu einem Kampf zwischen dem friedlichen Bärenvater „Jani“ und seinem ungeratenen, als arger Rauser bekannten Sohn „Samuel“ gekommen. Letzterer stürzte sich ohne Grund auf seinen Vater, der als der schönste und friedfertigste Bär bekannt und bei der Bevölkerung, namentlich der Jugend Berns, sehr beliebt ist. Er riß ihm, ehe der Wärter mit Stange und Hydrantenschlauch es verhindern konnte, ganze Hautfetzen weg, so daß große Fleischteile bloßgelegt wurden. Der Arzt erklärte zwar die Wunden nicht für gefährlich, jedoch müßte, um Infektionen zu verhüten, eine Injektion vorgenommen werden. Diese konnte zunächst, da der Bär sich im großen Graben und nicht im Käfig befand, nicht gleich stattfinden. Schließlich stieg der Wärter in den Graben hinab und machte allein die Einspritzung, die „Jani“ ruhig über sich ergehen ließ.

Von Nah und Fern.

Diebstahl bei der Reichsbahndirektion Hannover.

Am Donnerstag nachmittag, den 22. d. Mts zwischen 1 und 3 Uhr sind aus einem verschlossenen Zimmer der Reichsbahndirektion Hannover 4500 Dollar entwendet. Es handelt sich um Reichsbahnnotgeld in Stücken von 5 und 2 Dollar.

Verhaftung dreier Autodiebe.

Drei Burschen wurden auf der Elbbrücke in Harburg mit einem Automobil, gezeichnet I S 6521, angehalten, da sie sich weigerten, Brückengeld zu zahlen und sie auch nicht im Besitz von Geld waren. Sie hatten auch keinerlei Ausweispapiere bei sich und behaupteten, aus Celle zu kommen. Jetzt hat sich herausgestellt, daß die drei Burschen in der vorletzten Nacht das Automobil einem Warenhausbesitzer in Celle durch Einbruch gestohlen hatten. Die Diebe, die mit dem Kraftwagen nach Hamburg wollten, hatten scharf geladene Revolver bei sich, die sie nach ihrem Geständnis ebenfalls bei dem Einbruch gestohlen hatten. Die Täter sind nach Celle zurückgebracht, wo sie sich auch noch wegen mehrerer anderer schwerer Diebstähle zu verantworten haben.

Die Ausgrabung eines Riesenskeletts.

Der englische Naturforscher Wilkins ist von seiner 14 Monate währenden Expedition im nördlichen Gebiet von Australien nach Adelaide zurückgekehrt. Unter den seltenen Tierarten, die er nach London schicken wird, befindet sich eine große Fisch-Eidechse. Sein bedeutendster Fund war die Ausgrabung eines vollständigen Skeletts eines vorsintflutlichen Tieres, da 12 Meter lang ist und viele Tonnen wiegt.

Wiedereröffnung des Stellinger Tierparks.

Der weltbekannte Hagenbeckschе Tierpark in Stellingen wurde am Freitag, nachdem er seit 1917 geschlossen worden war, feierlich der Oeffentlichkeit wieder übergeben. Die Wiederinstandsetzung des Parkes, der noch reichhaltiger und interessanter als vor dem Kriege sein soll, hat mehrere hunderttausend Goldmark gekostet. Inhaber der Firma sind jetzt die Herren Lorenz und Heinrich Hagenbeck.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Hans Albrecht, Brilon.